

Freiwilligen wurde das Karussell angeschoben. Eine Fahrt währte wohl zehn Runden. Wenn man zehn Fahrten, also einhundert Runden, angeschoben hatte, durfte man eine Fahrt gratis machen. Beim Anschieben kam man ganz schön ins Schwitzen, und der aufgewirbelte Staub setzte sich auf Gesicht und Armen fest. Man sah beinahe aus wie nach dem Brikettstapeln im Keller.

Für unsere Ofenheizung mussten wir Briketts anliefern lassen. Entweder kam ein Pferdegespann vor einem großen Holzwagen oder ein mittelgroßer Lkw. Die aus Braunkohle gepressten Briketts wurden auf der Straße in der Nähe unseres Kellerfensters abgekippt. Dann wurde eine Holzrutsche ins Kellerfenster gelehnt. Darauf legte eine Person, meist meine Schwester, die Briketts und ließ sie nach unten in den Kellerraum rutschen. Unten im Keller war eine andere Person, meist ich, die dann die Briketts ordentlich gegen eine Kellerwand stapelte. So nahmen sie viel weniger Platz in Anspruch. Mindestens zwei oder gar drei Basisreihen mussten zunächst sehr akkurat auf den Kellerboden gelegt werden. Mit kleinen Holzstücken oder Leisten musste dabei ein geringes Gefälle in Richtung der Kellerwand justiert werden. So rutschten die Briketts beim Stapeln nicht nach vorn, und der Stapel konnte später auch nicht umfallen. Der Kellerraum war mit Kohlenstaub gefüllt, der sich nicht nur auf der verschwitzten Haut ablagerte. Er kroch auch unter die Wäsche, in die Nasenlöcher und in die Ohren. Hinterher musste gebadet werden. Manchmal kam beim Schnäuzen noch am Folgetag Kohlenstaub aus der Nase.

Die Briketts waren nicht billig. Vati hatte wenig später eine Arbeit im Braunkohlenwerk gefunden. Dort gab es zusätzlich zum Monatslohn als Deputat zwei Liter hochprozentigen fuseligen Schnaps. Der wurde als „Kumpeltod“ bezeichnet. Viel, viel wichtiger waren jedoch fünfzig Zentner Braunkohlenbriketts als Jahresdeputat.

Das Braunkohlenwerk in Borna war zunächst einer der sehr zahlreichen Betriebe der SAG. Die Sowjetunion hatte sämtliche Großbetriebe zu Sowjetischen Aktiengesellschaften (SAG) organisiert. Ziel war es, im Rahmen der Reparationen nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Gewinne in den sowjetischen Wirtschaftshaushalt abzuführen. Nach der Gründung der DDR wurden diese SAG-Betriebe in Volkseigene Betriebe (VEB) umbenannt. Organisatorisch wurden sie entsprechend dem Produktionsprofil zu Kombinateneinheiten vereint.

Zu dieser Zeit wurden noch Lebensmittelkarten vergeben. Je nach Haushaltsstärke gab es Zuteilungen für Fleisch- und Wurstwaren, Butter und auch Milch. Die Milch musste man beim Milchhändler holen. Ähnlich einem Zugschaffner lockte der mit einer Zange die vorgelegte Milchmarke, kassierte das Geld und schöpfte dann mit einem Litermaß aus einer großen Milchkanne die anteilige Milch in die mitgebrachte kleine Kanne. Solch eine Kanne fasste wohl bis zu zwei Liter. Unsere Milchkanne war aus dünnem Aluminium, hatte einen Deckel und einen dünnen Henkel mit einem hölzernen Tragegriff. Andere hatten wesentlich stabilere Kannen aus emailliertem Stahlblech mit entsprechend stabilen Henkeln.

Einmal traf ich auf dem Heimweg ein paar ältere Jungs. Sie führten mit ihren Milchkannen Mutproben durch. Dazu wurde der Deckel entfernt und dann die Milchkanne am gestreckten Arm so schnell herumgeschleudert, dass die Milch nicht herausfloss. Das war für mich beeindruckend und der erste Kontakt mit physikalischen Gesetzen. Die beim Schleudern entstehende Fliehkraft hielt die Milch in der Kanne zurück. Natürlich beteiligte ich mich an dieser Mutprobe, ohne zu bedenken, dass der Henkel meiner Kanne aus weichem und dünnem Aluminium war. So kam es, wie es kommen musste: Meine Milchkanne flog im hohen Bogen in die Luft, um dann sehr hart auf dem Gehwegpflaster aufzuschlagen. Die tägliche Milchraktion versickerte im Erdreich, und die Kanne war aufgeplatzt!

Ich komme in die Schule

Mein erster Schultag war am 1. September 1955. Das war natürlich ein aufregender und schöner Tag. Stolz schleppte ich meine riesige „Zuckertüte“ nach Hause. Meine kleine Schwester bekam natürlich auch eine kleine Zuckertüte, obwohl sie noch lange kein Abc-Schütze wurde. Sozusagen als Trost. Als sie drei Jahre später eingeschult wurde, bekam ich jedoch keine Trost-Tüte!

In meiner Zuckertüte befanden sich aber nicht nur Süßigkeiten, wie ich erhofft hatte. Auch Farbstifte und anderes Zubehör für den späteren Unterricht. Wer wusste es besser als meine Mutter als Lehrerin, was benötigt wurde. Mutti war jedoch nicht meine Klassenlehrerin.

Mit dem Schreibenlernen hatte ich weniger Mühe als mein Vater seinerzeit. Er war und ist Linkshänder. Man zwang ihn damals jedoch, mit der rechten Hand zu schreiben. Das ist heute noch die einzige Tätigkeit, die er mit der rechten Hand ausübt.

Ich bin Rechtshänder und habe schon immer gern gemalt. Bereits im Kindergarten hatte ich gelernt, gerade Linien zu ziehen. Das kam mir nun zugute. Ich eignete mir eine Schreibschrift, später eine Handschrift an, für die ich mich noch heute nicht zu schämen brauche.

Um schreiben und lesen zu lernen, gab es damals einen „Lesekasten“. Ein flacher Kasten aus Hartpappe enthielt Bögen mit klein- und großgedruckten Buchstaben. Die konnte man sorgfältig ausschneiden und in die vorgefertigten kleinen Fächer sortieren. Den Deckel des Kastens konnte man aufklappen. Auf der Innenseite waren Pappstreifen, wie Zeilen, aufgeklebt. Hier konnte man die einzelnen Groß- oder Kleinbuchstaben auflegen und daraus Wörter bilden. So konnte man lernen, welche Buchstaben zu einem bestimmten Wort gehören. Durch diesen Trainingseffekt hatte man das „Schriftbild“ eines Wortes im Gedächtnis und konnte es fehlerfrei aufschreiben. So verhielt es sich auch beim Lesen. Später sah man ein „Schriftbild“ und erkannte sofort das Wort, ohne umständlich lautieren zu müssen.

Aber bis dahin war noch ein weiter Weg. Zunächst musste doch noch lautiert werden, also die einzelnen Buchstaben in der Folge des Wortes gesagt, die Laute aneinandergereiht und schließlich das ganze Wort ausgesprochen werden. Es gab ein kleines Hilfsmittel. Das „Lese-L“. Aus dünner Pappe wurde ein großes „L“ ausgeschnitten. Das Papp-L hatte aber einen hohen „Fuß“. Diese Lesehilfe in Form eines „L“ wurde nun auf den Rücken gelegt, und der hohe „Fuß“ wurde nach links gerichtet. Damit deckte man in der Zeile den bereits lautierten Buchstaben eines Wortes ab und konnte sich auf den nächsten Buchstaben konzentrieren.

Schreiben und Lesen hatten mich vom ersten Moment an fasziniert. Mit dem Rechnen stand ich immer ein wenig auf Kriegsfuß. Nun gut, in den unteren Klassen mit den Grundrechenarten noch nicht. Aber später!

Vati ist ein echtes „Mathe-Ass“! Er konnte später im Supermarkt der Kassiererin schon den Endbetrag sagen, ehe sie fertig war mit dem Eintippen. Man sagt ja den Linkshändern nach, dass sie gute Mathematiker sind.

Die Helmecke-Oma, die Mutter meiner Mutter, war auch sehr gut im Kopfrechnen. Sie war in ihrer Jugend als Dienstmädchen bei einer wohlhabenden Familie in Stellung. Da hatte sie gelernt, mit dem zugeteilten Geld zu wirtschaften. Ob Oma Linkshänderin war, hatte ich nie beobachtet.

Am Ende des ersten Schuljahres konnte ich wahrhaft stolz auf mein erstes Zeugnis sein. In allen Fächern hatte ich eine Eins erhalten. Da hatte niemand geschummelt oder gar meiner Mutter einen Gefallen getan, die ja an derselben Schule unterrichtete. Damals war ich noch sehr eifrig, fleißig und zielstrebig. Jedoch kein typischer Streber. Das legte sich zwar dann in den späteren Schuljahren etwas, aber ich gehörte stets zu den Besten in meiner Klasse.

Ich bekam einen luftbereiften Roller! Mit dem konnte man toll rollern! Der war verschiedenfarbig lackiert, natürlich aus Stahlrohr, hatte einen chromblitzenden Lenker und einen gepolsterten Sitz über dem Hinterrad. Das Hinterrad konnte man mit einer Fußraste abbremsen. Ich war der Erste in unserer Wohngegend, der solch einen Roller besaß. Damit war ich bei jedem Rollerrennen der Schnellste! Meinen Holzroller übergab ich nun großzügig meiner kleinen Schwester.

Der Kleingarten

Am Stadtrand war ein großes Ackerstück zur Nutzung als Kleingartenanlage freigegeben worden. Wir bekamen auch eine Parzelle zugesprochen. Ich weiß nicht, wie dieser Riesenerfolg zustande gekommen war. Zur damaligen Zeit war das wie ein Hauptgewinn im Lotto. Man konnte sein eigenes Gemüse und Obst anbauen! In den staatlichen Obst- und Gemüsegeschäften gab es nur ein sehr geringes Angebot. Rotkohl, Weißkohl, saisonabhängig auch Grün- und Rosenkohl. Saisonbedingt gab es auch Äpfel und Birnen. Erdbeeren bekamen nur die ersten Kunden. So verhielt es sich auch bei Kirschen und Pflaumen. Bananen und Orangen waren ausschließlich in der Vorweihnachtszeit im Angebot und wurden streng rationiert!

Nun hatten wir also einen eigenen Garten für Obst- und Gemüseanbau! Bereits im Herbst freute ich mich auf die Erdbeeren, die wir sicherlich schon im nächsten Jahr dort ernten würden. Helmecke-Opa besorgte Barackenteile, aus denen eine kleine Laube gezimmert werden konnte. Er beschaffte auch Holzlatten für einen Zaun zur Abgrenzung zum Hauptweg. Dort wurde eine Tür eingebaut, die mit einem Vorhängeschloss verriegelt werden konnte. Rings um die Anlage herum wurde ein hoher Maschendrahtzaun gezogen. Als Abgrenzung zu den Nachbargärten dienten straff gespannte Drähte. Vorn am Hauptweg wurde ein schönes Blumenbeet angelegt. Daran anschließend gab es Beete mit Erbsen, Möhren, Kopfsalat, Gurken, Kohlrabi, Rhabarber und eine große Fläche mit Erdbeeren. Es gab auch eine Reihe mit verschiedenen Küchenkräutern.

Ich naschte gern Petersilie, die krause. Die kitzelte beim Kauen auf der Zunge. Es wurden auch ein paar Obstbäume gesetzt. Wir Kinder halfen natürlich fleißig mit. Das Säen und Pflanzen machte großen Spaß. Das Unkrautzupfen aber weniger.

Den größten Spaß machte natürlich das Ernten. Da konnte man zwischendurch gleich einmal kosten! Es war für mich ein Vergnügen, eine Möhre aus ihrer Saatreihe zu ziehen und zu essen. Da reichte es, mit der Hand ein wenig die noch anhaftende Erde abzustreifen. Später hatten wir eine Regentonne an der Laube. Dort konnte man dann das Gemüse vor dem Verzehr ein wenig abwaschen. Zu jener Zeit war nichts bekannt von Allergien, Lactose-Unverträglichkeit und anderen „Modekrankheiten“, die es heute gibt.

In der Kleingartengemeinschaft „Glück Auf“ wurde jährlich gegen Ende des Sommers ein kleines Gartenfest organisiert und durchgeführt. Für die Kinder gab es einen „Kletterbaum“. An einer dicken Holzstange konnte man nach oben klettern und von dem oben angebrachten Ring Süßigkeiten oder kleine Spielsachen „pflücken“.

Blindekuh wurde gespielt, Topfchlagen, Sackhüpfen, Eierlauf und Wurstschnappen. Einmal war sogar ein Kasperltheater aufgebaut. Es gab einen Stand mit Getränken und selbstgebackenem Kuchen. Irgendjemand spielte auf dem Akkordeon und dazu einer auf